

Unser Kirchspiel



Mülheim - Sichtigvor - Waldhausen

Nr. 147

2/2024

Eine Kindheit im Kriege

Erinnerungen aus den Kriegsjahren 1940-45

Glückliche Kindheit

Vorweg: es war eine glückliche Kindheit. So habe ich sie jedenfalls empfunden und bewusst ab dem Alter von zwei Jahren erlebt, als meine Eltern 1940 aus dem höxterschen Weserbergland in das sauerländische Sichtigvor zogen. Dort im elterlichen Haus meiner Mutter, in dem noch die Großeltern und ein Onkel mit uns wohnten, war meine neue Heimat. Der hinter unserem Haus zum Möhnetal abfallende Hammerberg wurde mit seinen Wiesen, Wäldchen und Gebüsch zu meinem Naturparadies.



Vorstehers Hof (Schmidt/Hecker) um 1940

Dass eine Kindheit im Kriege glücklich genannt wird, mag manchem unwahrscheinlich klingen. Selbst wenn hier auf dem Lande die Menschen nicht von Bombenteppichen und anderen blutigen Kriegshandlungen heingesucht wurden, müssten die verbliebenen Ereignisse und Zustände eine glückliche Kindheit verhindert haben. Dass dieses nicht geschah, war dem liebevollen Bemühen der

Mutter zu verdanken, tiefe Geborgenheit und Sicherheit dem Kinde zu schenken und Schädliches und Ängste mit allen Kräften von ihm fernzuhalten oder abzumildern. Die im kleinen Kinde angelegte Neigung, sich ganz dem Schutz der Mutter anzuvertrauen, kam dem entgegen.

Das Gelingen eines nicht traumatisierten sich glücklich fühlenden Kindes ist angesichts der dann in der Kindheit 1940-45 aufgetretenen Widrigkeiten gar nicht hoch genug zu würdigen. Unsere Familie traf schon im Juni 1941, mit Beginn des Russlandkrieges,

ein schwerer Schlag, als der Vater zur Wehrmacht eingezogen wurde. Von nun an fehlte er der Familie. Mich plagten zwar nicht die Ängste der Mutter, aber ich vermisste ihn sehr. Ab 1943 kam er nicht mehr auf Urlaub, und als im August 1944 seine Vermisstenmeldung aus der Normandie eintraf, brach für Mutter eine Welt zusammen. Wenn sie wieder einmal weinte, versuchten ich und auch mein 1941 geborener Bruder Elmar sie zu trösten.

Das auch in Sichtigvor häufiger bis ins Mark erschütternde nächtliche Sirenengeheul wegen überfliegender Bomber, konnte Mutter nicht von uns fern halten.

Sie verbarg dann jede Regung eigener Angst, ging nie mit uns in den Keller und redete beruhigend auf uns ein, bis wir erleichtert der Entwarnung lauschten. Es gab auch dem Krieg nicht anzulastende Schwierigkeiten, die gewissermaßen hausgemacht waren. Obwohl unsere Mutter die ganze Arbeit mit Haushalt, Vieh und Garten fast allein – die 17 jährige

Ukrainerin Vera half mit – bewältigte, wollte die ziemlich herrschsüchtige Großmutter das Heft nicht aus der Hand geben. Häufige Streitereien waren die Folge. Ich war einmal so wütend auf die Oma, dass ich ein hölzernes Spielzeuggewehr auf sie richtete. Das nahm sie mir übel.

Allen widrigen Umständen zum Trotz setzen sich bei jungen Kindern überschäumende Lebenslust und die innewohnende glückliche Grundstimmung durch. Jedenfalls scheint es so bei mir gewesen zu sein, und die mit dem Größerwerden zunehmenden Fähigkeiten und Möglichkeiten trugen zum lustvollen Empfinden des Daseins bei. Da Kinder in ihrer Welt Natur und Übernatürliches oft vermischen, entstehen oft märchenhaft-magische Vorstellungen und Bilder. So spielten sich für mich Märchen hier in der nächsten Umgebung ab. Ein Haus im Wisor mit Brunnen im Garten und zufälliger Ziege geriet für mich zum Anwesen des Märchens vom „Wolf und den sieben Geislein“. Eine versteckt in einem Waldstück stehende spitzgieblige Hütte galt als Haus der von Hänsel und Gretel verbrannten Hexe. Die Heinzelmännchen trieben ihr fleißiges Wesen auf einer dreigeteilten Bildtafel in unserem 1. Schuljahr-Klassenzimmer. Dort hingen noch ein großes Hitlerbild an der Vorderwand und das alte Schulkreuz rechts über der Tür. Diese beachteten wir natürlich weniger als die lustigen Heinzelmännchen, von denen wir uns zum Ärger von Fräulein Drücke gerne ablenken ließen. Heinzelmännchen hausten nach meiner Überzeugung auch auf unserem Heuboden, denn der Onkel hatte mir versichert, beim Hächseln dort oben habe eines hinter dem Strohhaufen hervorgelugt.

Zu einer Begegnung himmlisch-höllischer Art kam es am Nikolausabend des Judenhaus-Kindergartens 1942. Die heilige bärtig auftretende Nikolausgestalt (Ludwig Nentwig) ertrug ich noch, nicht aber den schwarzen, höllisch grinsenden Knecht Ruprecht. Weinend rannte ich – als einziges der in erster Reihe sitzenden Kinder – nach hinten zu meiner Mutter. Zu meiner Angst hatte auch Knecht Ruprechts Sack, in den böse Kinder gesteckt würden, beigetragen. Die Vermutungen dazu gingen von: „... sie werden auf der Haar wieder heraus gelassen“ bis zu „... sie kommen in die Hölle“. Der Schwarze begann dann auch eifrig den Sack aufzuschnüren, als Alfred, der als einziger strenger ermahnt werden sollte, vor Nikolaus stand. Der wies jedoch seinen Knecht an, den Sack wieder zu zumachen, als Alfred weinend versprach, nie wieder unartig aufzufallen.

Wunderbare Kriegsweihnachten

Nach Nikolaus dauerte es bis zum sehnsüchtig erwarteten Christkind nicht mehr so lange. Gelegentlich hatten Kinder schon im August beim Abendbrot der untergehenden Sonne in Vorfreude davon gesprochen, dass die Engel schon Plätzchen für Weihnachten backten. Es war das Christkind, welches mit seinem Glanz, den es in die Häuser

brachte, und vor allem mit den Geschenken Weihnachten zu Höhepunkten des Jahres und wohl auch der Kindheit machte.

Mit den Kriegsweihnachten 1943 und 1944 konnte allerdings von reichgedeckten Gabentischen nicht mehr die Rede sein. Die Knappheit an fast allen Dingen hatten Spielzeug und Kinderbücher aus den Regalen verschwinden lassen. Die etwas hilflose Erklärung meiner Mutter, das Christkind sei auch von der allgemeinen Notlage betroffen, machte mich ratlos. Es kam doch aus dem unerschöpflich reichen Himmel. Ich bat aber schließlich doch meine Mutter, eine kostbare Zutat ihrer Weihnachtsbäckerei dem Christkind anbietend zur Verfügung zu stellen. Was sie auch tat.

Der Tag der Unschuldigen Kinder

Für die Kleinen, die meist noch nicht an den Weihnachtsgottesdiensten teilgenommen hatten, öffnete sich St. Margaretha mit seiner prächtigen Krippe am 28. Dezember, dem Tag der Unschuldigen Kinder. Nachmittags nahmen die Scharen der Mütter, auch mit den Kleinsten, in den Bänken Platz. In Erinnerung an die einst von König Herodes in Bethlehem umgebrachten Kinder sollten diese Mülheimer und Sichtigvorer Kleinen einen schützenden und bewahrenden Weihnachtsseggen empfangen. Das Kind in der Krippe sollte dabei im Mittelpunkt stehen. Dieses lag anfangs noch im Dunkel des dichten umgebenden Tannenwaldes. Und dann erschien es den Kindern wie ein Wunder, wenn plötzlich wie von Zauberhand unzählige (elektrische) Kerzen gleichzeitig erstrahlten. Wenn die Kinder dann zu ersten Mal in das Innere der erleuchteten Krippe mit dem Christkind und den umgebenden Figuren schauten, mochte das Erstaunen kein Ende nehmen. In der Grotte mit dem Fenster auf das in der Ferne liegende Bethlehem knieten Maria und Josef zu beiden Seiten des Kindes. Ochs und Esel schauten mit ihren Köpfen herein. Draußen standen Hirten, flötespielend und Lämmchen tragend, ein Großvater mit kleinem Mädchen, das damals schon dabei sein durfte. Auf der grünen Heide drängten sich die friedlichen Schafe heran. Hoch darüber in den Tannen schwebte ein Engel, in Vertretung der himmlischen Chöre, die einst auf den Feldern von Bethlehem die große Freude verkündet hatten. Am Ende der Andacht drückte Pastor Muder den von den Müttern ihm hochgehaltenen Kleinen zum Segen ein Kreuz auf die Stirn.

Die prächtigen Könige aus dem Morgenland

An der Krippe durften die Heiligen drei Könige mit ihren Geschenken Gold, Weihrauch und Myrrhe, dem Kamel und Kameltreiber erst mit zeitlichem Abstand am 6. Januar erscheinen. Sie hatten sich auf ihrer Reise aus dem Morgenland, vom Stern geleitet, zuerst noch in Jerusalem bei Herodes nach dem neugeborenen König erkundigen müssen. Mit ihrer Ankunft beim Kinde stand auch der Stern von

Bethlehem über der Krippe. Mit der frühen Dunkelheit eines 6. Januar kamen Heilige Könige auch in die Häuser. Die mit goldenen Kronen, weißen Gewändern und bärtigen Masken vor dem Gesicht auftretenden Gestalten, die laut sangen, den Stern drehten und am Schluss Geld einsammelten, jagten mir beim ersten Mal doch etwas Angst ein. Der Kinderglaube, dass es sich um vom Himmel gekommene Könige handele, verflog, als gleich mehrere Dreiergruppen, darunter auch Mädchen, ins Haus kamen. Zu den Ernüchterungen am Ende der Kindheit gehörte, dass es biblisch gar keine gekrönten Könige, sondern namenlose Weise oder Magier waren, die dem Kind ihre Aufwartung gemacht hatten.

In der Weihnachtskapelle des beschlagnahmten Klosters

Mit den Dreikönigen ging die Weihnachtsgeschichte noch nicht zu Ende. Ihre Fortsetzung erfuhren wir Erstklässler durch eine Franziskanerinnen-Schwester in der Klosterkapelle. Sie erteilte uns nachmittags den Religionsunterricht, der in den regulären Schulen der NS-Zeit nicht mehr stattfinden durfte. Wir Kinder bewunderten die Krippe der Franziskanerinnen, die den ganzen Chorraum der Kapelle ausfüllte und als schönste weit und breit galt. Den Schwestern war übrigens seit 1943 nur die Kapelle von dem Hauptgebäude (Schloss) geblieben, da die übrigen Räume für die luftkriegsgefährdete Firma Hoesch aus Dortmund beschlagnahmt waren.

Die liebevoll auf uns Eingehende erzählte uns jetzt, dass Herodes alle Neugeborenen in Bethlehem töten wollte und nur die Flucht nach Ägypten den Sohn Gottes rettete. In der Vertiefung der Weihnachtsgeschichte vermied sie solch schwierige theologische Botschaft, dass der Vater seinen Sohn zur Rettung auf die Erde geschickt habe.

Eine mehr heitere Wiedergabe der Weihnachtsgeschichte erfuhren wir Kinder schon bald nach dem Kriege in den jährlich in Schröders Saal aufgeführten Krippenspielen des Joefvereins. Erinnerunglich ist mir aus einem Jahr das Spektakel um König Herodes, der, wild und böse von Wolfgang Gröblichhoff gespielt, am Ende von schwarz gekleideten kleinen Teufeln triumphierend in die Hölle gezerrt wurde.

Die für uns Kinder so „selige und fröhliche“ Weihnachtszeit endete auf Maria Lichtmeß am 2. Februar mit Abbau der Krippe und Segnung der Kerzen des kommenden Jahres. Manche Familien hatten sogar den Christbaum bis zu diesem Tage stehen lassen. Die Messe dieses Tages war auch deshalb gut besucht, weil der Priester über zwei gekreuzten brennenden Kerzen jedem einzeln den Blasiussegen gegen Diphtherie und andere Halskrankheiten erteilte.

Wir waren fromme Kinder

Der tief religiöse Gehalt des Weihnachtsgeschehens hatte einen nicht geringen Anteil am Hineinwachsen der Kinder in die christlich-katholische Glaubenswelt. Und die Religion spielte hier und damals für das in Entwicklung befindliche Kind von Anfang an eine bedeutende Rolle. In diese religiöse Welt mit ihren überirdischen Geschichten, heiligen Gestalten, Ritualen und Gebräuchen fanden sich die Kleinkinder, befangen in ihrer unwirklich-magischen Welt, leicht hinein.

Kinder, die keinen Unterschied zwischen Natur und Übernatürlichem kennen, für die Dinge beseelt sein können und deren Außenwelt sowieso von märchenhaften Wesen, Geistern und Spuk bevölkert ist, haben einen leichten Zugang zu Gott, den Engeln, dem Himmelreich und all den Geschichten dazu, die ihnen erzählt werden. Dass es einen lieben Gott im Himmel gibt, der alles gemacht hat, kann, sieht und überwacht und schützt, wird kaum ein Kind in so frühem Alter bezweifeln.

Dieser Vater im Himmel nahm für uns Kinder liebevolle Züge an, weil von ihm (wie die Erwachsenen erzählten) alles Gute und Schöne in der Welt ausging: Er hatte die Welt mit uns darauf erschaffen, ließ die Sonne aufgehen, ließ alles gedeihen, beschützte uns ... Es nahm kein Ende, seine Wohltaten aufzuzählen. Er wohnte über den Sternen in einem unbeschreiblich schönen Paradies in das auch wir einmal gelangten, wenn wir brav und gut lebten.

Diese Bedingung, die Gott von jedem Menschen verlangte, möglichst liebevoll zu sein, nicht zu lügen, stehlen und anderen Schaden zuzufügen, griff auch schon in unser Kinderleben ein. Über ausgesprochen liebes und gutes Kindertum würde der liebe Gott sich freuen. Bei gegenteiligem unartigem, gar bösem Tun könne der himmlische Vater traurig und drohend sein. Für die Kinder verstärkte sich der Tadel der Eltern, wenn diese noch auf Gott verwiesen, der alles gesehen und registriert habe. In ihrer jugendlichen Unbeschwertheit werden die Kinder die ihnen vorgehaltene dauernde Gegenwart Gottes kaum beachtet haben. Aber ganz konnten sie bei Verfehlungen göttliche Strafe nicht außer Acht lassen, da es die Möglichkeit von Paradies oder Hölle gab. „Der liebe Gott schimpft“, „Du kommst in die Hölle“, „Der Teufel wird Dich holen“, solche Sprüche kursierten entsprechend unter Kindern. Die Hölle mit ihrem Feuer und überall lauern den Teufeln war für uns Kinder Realität. Es gab allerdings den Trost, dass Kinder keine Todsünde begehen konnten und daher nie in die Hölle kämen. Der Beweis waren die weißen Särgе für verstorbene Kinder, weißgekleidete „Engelchen“ trugen Palmzweige und der Trauergottesdienst hieß Engelmesse. Darin kam der Volksglaube zum Ausdruck, dass die verstorbenen Kinder im Himmel zu Engeln würden.

Die Sache mit dem Fegefeuer

Über Sterben und Tod wussten die Kinder schon manches: In die Hölle kam, wer mit Todsünden belastet ohne Lossprechung durch eine letzte Beichte starb. Das traf bei den hier Verstorbenen zwar kaum zu, aber sie hatten, vor ihrem Eintritt in die ewige Seligkeit ihre zeitlichen Sündenstrafen abzubüßen, und zwar im Fegefeuer. Im Bewusstsein dieses wohl jeden Erwachsenen treffenden Loses, galt es so viel wie möglich für die Toten zu beten und jegliche Anstrengung zu unternehmen, ihnen diese Leidenszeit abzukürzen. Der katholische Beerdigungskult, Totenmessen, Andachten, das Totengedenken in jeder Messe und ständiges Beten für die Armen Seelen – von all diesem hieß es, dass es den lieben Verstorbenen im Fegefeuer zu gute komme.

Selbst wir Kinder waren schon früh angehalten, für die Armen Seelen zu beten. Pastor Muder lehrte uns ein Kindergebet, das trotz fragwürdiger Bildsprache für viele Kinder ihr Hauptgebet für die lieben Verstorbenen wurde:

Lieber Heiland, sei so gut
lasse doch Dein teures Blut
in das Fegefeuer fließen,
wo die Armen Seelen büßen.
Ach sie leiden große Pein,
wollest ihnen gnädig sein.
Höre das Gebet der Kleinen
die sich alle hier vereinen.
Nimm die Armen Seelen doch
heute in den Himmel noch.

Wenn dann noch gesagt wurde: Kindergebet dringt zum Himmel durch, haben wir unser Gebet für die Armen Seelen gern nach oben geschickt, ohne zu fragen, wieviel es wohl bewirken würde.

Der kirchliche Beichtstuhl als Höllentor

Vom kirchlichen Gemeindeleben bekam ich schon recht jung etwas ab, wenn meine Mutter mich zur Sonntagsmesse mit in die Bank auf der Frauenseite nahm. Das Innere der Kirche mit seinen Farben, den kunstvollen Gebilden, den schönen von allen Seiten auf mich herab schauenden Heiligen überwältigte mich anfangs fast. Wenn dann der Priester mit den Meßdienern hereinkam, die Orgel aufbrauste und die Gemeinde so innig den Gottesdienst beging, zog es mich in den Bann. Doch nach Ablauf mehrerer dieser für mich unverständlichen Messen langweilte ich mich sehr. Beim Herumfantasieren im Kirchenschiff fand ich für den Beichtstuhl der Frauenseite eine verblüffende Deutung: Wie bei meinen Märchen musste auch die Hölle hier in der Nähe sein, und der Eingang in die Tiefe war dieser Beichtstuhl. Meinen Irrtum, zur Hölle ginge es direkt von unserer Kirche aus, musste ich nach einiger Zeit korrigieren, als Vikar Ibers sich eines Tages zum Beichte abnehmen in das vermeintliche Höllentor hinein begab.

Unsere Religion war ein wichtiger Teil des Lebens, nicht nur in der Kirche und an hohen Festtagen, sondern auch in der Familie, im Alltäglichen. In den

Jahren unserer frühen Kindheit waren jedoch auch Krieg und NS-Regime übermächtig in die Normalität unseres sonst so friedlichen Dorflebens eingebrochen. Wie sie auch uns Kinder betrafen, sollen zwei Begebenheiten aus dieser Zeit erzählen.

Die Wut der Eierfrau

Zu den uns auferlegten landwirtschaftlichen Ablieferungen gehörten auch Hühnereier. Von Zeit zu Zeit hielt ein Wägelchen mit einem einzelnen Pferd vor unserer Einfahrt. Eine resolute, mir aber nach Aussehen und Art wenig sympathische ältere Frau stieg mit einem Korb ab, um die Eier abzuholen. Ich betrachtete sie auch mit Mißtrauen, weil sie, wie ich von Opa hörte, eine böse „Nazi“ sei. Erst nach dem Kriege erfuhr ich, dass sie unsere Mutter fast in ein KZ gebracht hätte. Mutter hatte ihr gegenüber leichtsinnig eine abfällige Bemerkung über Hitler oder den längst verlorenen Krieg gemacht, was diese Frau so wütend machte, dass sie Mutter anzeigen und abholen lassen wollte. Nur wegen der kleinen Kinder, also Elmar und mir, hätte sie Mutter vor dem KZ verschont, begründete sie schließlich ihr Zögern. Der furchtbare Schrecken, der meiner Mutter eingejagt war, versetzte die Familie in ängstliche Vorsicht, sich mit Worten streng zurückzuhalten und keine Spur der nazifeindlichen Gesinnung nach außen dringen zu lassen. Es entstand dann daraus der nächste aufregend-komische Fall.

Churchill wird verbrannt

Eines Abends saßen die Erwachsenen noch um den Abendbrottisch herum, während wir Kinder am Boden spielten. Onkel F. hatte einen Packen loser Nazi-Bilder, darunter viele mit Hitler auf dem Obersalzberg, hereingereicht. Eigentlich achteten wir Kinder am Boden spielend nicht auf die Gespräche, die am Tisch geführt wurden, aber dann hörte ich, wie Mutter ein Hitlerbild ziemlich abfällig mit: „Da sitzt er nun der Spinner...“ kommentierte. Sofort, mit etwas gespielter Erstaunen fragte ich: „Wieso sagst Du, Hitler sei ein Spinner?“ Ein kurzes Schweigen folgte und dann ein hektisches Aufmicheinreden, ich müsste mich verhört haben, Hitler wäre gar nicht gemeint gewesen, usw. Ich war meiner Sache sicher, ließ aber gleich ab, darauf zu bestehen. Irgendwie begriff ich, dass es für meine Mutter wichtig war, ihre Bemerkung über Hitler aus der Welt zu schaffen. Als Churchill, der verhasste Bombardierer des Ruhrgebiets, als der vom Mutter Gemeinte ins Spiel gebracht wurde, ging ich ohne weiteres darauf ein. Am nächsten Tag suchte ich die Bilder nach einem möglichst böse aussehenden Menschen ab. Einen solchen fand ich auf einem der Bilder, zeigte ihn meiner Mutter und sie stimmte mir gleich zu, dass es wohl Churchill sei. Ich bestand nun darauf, das Foto mit ihm zu verbrennen. Mit Genugtuung verfolgte ich dann etwas später, wie das Bild mit diesem Gesicht, dem Feuer des Küchenherdes übergeben, zu schwarzer Asche verfiel. Willi Hecker